

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 46

Artikel: Was Dir bestimmt [Fortsetzung]
Autor: Markwalder, Marga
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

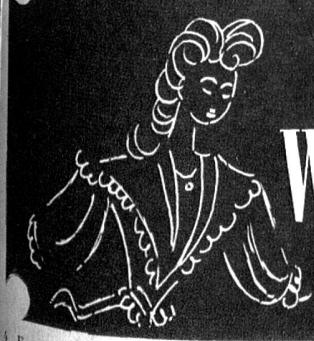
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Marga Markwalder

Was Dir bestimmt

ROMAN Für das Feuilleton bearbeitete Fassung

Fortsetzung

Die Kluft, die Paul Germann von Annelies trennte — eine Kluft, die nicht nur der Standesunterschied, sondern die Verschiedenheit ihrer Geisteshaltung, ihrer Lebensauffassung, aufriß —, war ihm noch nie so unüberbrückbar erschienen wie heute. Seine Hoffnung, sie in seinem Sinne beeinflussen zu können, dünkte ihn ebenso lächerlich wie sein jahrelanges Warten auf dieses verwöhnte, verzogene Kind. Sie würde ihn ja laut auslachen, wenn er mit seinen bestimmten Forderungen an sie herantrete würde...

Bevor die Gesellschaft zur Heimkehr aufbrach, trat Miggi nochmals an die Tische heran, stellte die Teller und Tassen zusammen, wobei jedes sein Gedankt dem tüchtigen Kinde hinreichte, sogar der Leiter des Kurses. Aha! — Ein rascher Blick flog aus zwei dunklen Augen von der blondlockigen Schulkameradin zu Dr. Germann hinüber. Annelies schoß die Unterlippe vor, führte aber ihrerseits keine Hand, um ihren Teller zu reichen; im Gegenteil, sie ergriff wieder ihr Etui und entzündete sich rasch eine Zigarette. Dann erhob sie sich und schritt als erste zur Kleiderablage. Es brauchte niemand zu bemerken, dass die Zigarette zwischen ihren Lippen bebte. Na schön! Mochte er doch Miggi nehmen! Das kümmerte sie, Annelies, doch keinen Deut! Möglicherweise waren sie schon einig, Miggi wohnte ja im gleichen Hause wie er und hatte somit Gelegenheit genug, ihn mit hausfraulicher Tüchtigkeit zu umgarnen.

Plaudernd und scherzend schritt die Schar bei fallender Dunkelheit durch die Rebberge und Wiesen wieder ins Tal hinunter. Ein Lichtlein nach dem andern erglomm am Ufer des Sees, bis eine ununterbrochene, breite glitzernde und schillernde Kette die Wasser rings umsäumte.

Annelies schritt stumm an der Seite ihres Kameraden Fred. Sie hatte den Mantel bis zum Halse hinauf zugeknöpft. An ihrer Rechten baumelte die Tasche. Fred suchte alte Schulerinnerungen aufzufrischen, aber sie blieb einsilbig.

Als sie auf der Höhe von Erlenbach aus dem Walde traten, waren der See,

die Dörfer Felder und Wiesen vom Lichte überflutet: in ihrem Rücken war während der Waldwanderung der Mond aufgegangen. Von gleicher Regung getrieben, blieben alle stehen und blickten sich um gen Osten.

«Hä ja, richtig, wir haben ja heute Vollmond. Daran habe ich gar nicht mehr gedacht», glaubte Frau Nötzli feststellen zu müssen.

«Guter Mond, du ge-ehtst soo sti-ile!» begann Herr Binggeli zu singen, worauf ihm Jungfer Trüdeli zukicherte, er habe goppel ein bisschen Oel am Hut, mit welcher Bemerkung sie schüchtern andeuten wollte, dass Herr Binggeli dem Räuschling etwas zu stark zugesprochen habe.

Die Stimmung erreichte so ihren Höhepunkt, während sich die Schar zum Weitergehen anschickte.

Annelies hatte etwas abseits gestanden, allein. Auch jetzt verzog kein Lächeln ihren Mund. Trotzig hielt sie dem Manne im Mond ihr weisses Gesicht hin, und ihre Kohlenaugen glühten ihn an. Achtlos streifte sie mit der Linken den Hut über die Locken, die ihr wirr ins Gesicht zu hängen kamen. — Er wollte der Herr sein! — Wahrhaftig, die Frau, an der er einst seine Tyrannengelüste auslassen würde, war schon heute von Herzen zu bedauern! Annelies presste die Lippen fest zusammen und versuchte, Miggi von Herzen zu bedauern.

Es schien als ob das Mondlicht dies seltsame Bild der Verwirrung in Marmor verwandeln wollte. Paul Germann liess kein Auge von ihr. Er spürte die wehe Einsamkeit, in die sie sich hüllte, und sie schmerzte ihn. Es verlangte ihn sehr darnach, sie in seinen Armen zu trösten.

„Siehst du nicht, wie bleich sie ist?“ begann eine Stimme zu ihm zu rufen, und er lauschte ihr mit wachsender Zustimmung. Geradezu unerlaubt bleich. Am Ende fehlt ihr etwas, ist sie krank. Da solltest du doch...“

Und so schritt er im Gefühl einer rein ärztlichen Pflichterfüllung auf das Mädechen zu. Sie schaute nicht um und starrte weiter durch das Geäst des Baumes in den Mond, der sich nun von den Wipfeln befreit und zur Fahrt

durch den Sternenhimmel angeschickt hatte.

«Ist Ihnen nicht gut, Annelies?»

Annelies warf den Kopf in den Nacken:

«Der' ärztliche Ratgeber mag sich trösten: ich vertrage zwei Schnitten Speck sehr gut. Ich vertrage überhaupt viel. Es fehlt mir nichts.»

«Annelies», hatte er gesagt, und es hatte so warm, so lieb geklungen! Doch er sagte ja auch im gleichen Tonfalle «Miggi»; es hatte also wohl nicht viel zu bedeuten.

«Kommen Sie wieder? Die andern sind schon gegangen.» Miggi war herzugetreten und zog den Arzt, der nicht widerstrebt, mit sich fort. Als die Dampfschwalbe die übermüttige Gesellschaft am heimatlichen Steg entliess, verabschiedete sich Annelies rasch und kühl von Dr. Germann und zog ihren Schulfreund Fred am Ärmel mit sich fort, während der Arzt mit Miggi den gemeinsamen, kurzen Heimweg antrat.

*

Eine Woche darauf verreiste Frau Direktor Elena Amberg mit ihren zwei Töchtern nach Italien. Dr. Germann erfuhr es von Miggi Küderli. Die blonde Hausgenossin entwickelte in den letzten Tagen eine ganz ungewohnte Tätigkeit, putzte jeden Morgen eifrig die Treppe, polierte die Messingtäfelchen beim Läutwerk der Haustüre, klopfte Teppiche, und die Mutter konnte sich plötzlich nicht genug tun mit Rühmen, wie tüchtig ihr Töchterlein sei, wie fleissig, wie geschickt es alles anfasse, wie gut es kochen könne und so weiter. Diese rührenden Bemühungen, deren Zweck er nur zu gut durchschaut, lächerierten ihn manchmal und stimmten ihn kurz darauf nachdenklich. Und dann dachte er an ein blaßes Gesicht mit dunklen Augen, an schwarzes, seidenweiches Haar und eine trotzig vorgeschoßene Unterlippe. Warum konnte er dem blonden Kinde nicht das gleiche Gefühl entgegenbringen? Warum schlug sein Herz nicht rascher, wenn er den lockigen Kopf Miggis erblickte? Es war doch ein allerliebstes, fröhliches Geschöpf! Welch ein Spruch band ihn denn an die schwarze Zauberin? —

An einem sonnigen Apriltage stand er ihr unvermutet wieder gegenüber, als er eben im Begriffe war, die Treppe, welche zum Bahnhof führte, mit ein paar raschen Schritten zu erstürmen. Von weitem erschien Annelies bleich neben der strahlenden Schwester, die in Vierfarbendruck prangte. Als er aber näher kam, wartete seiner eine grosse Überraschung: Annelies war nicht mehr geschminkt und gepudert! Der groteske Lockenturm über ihrer Stirn war verschwunden, die Haare fielen ihr nach Jungmädchenart gelockt in den Nacken. Er konnte es nicht verhindern, dass sein ganzes Ge-

sicht strahlte und seine Augen leuchtend die ihren suchten. Kleine Frau, liebe, kleine Frau, weisst du denn, was das bedeutet?

Lilian lachte hämisch, als sie an dem jungen Arzte vorbeigegangen waren.

«Da hast du dir ja einen glühenden Verehrer zugezogen, Lys!»

«Annelies, ich habe dich für morgen beim Coiffeur angemeldet. Du musst dir unbedingt neue Dauerwellen machen lassen, dein Haar sieht ja scheußlich aus.» Elena Amberg nahm sich aus der reichbestellten silbernen Hors-d'œuvre-Platte noch eine Schnitte Wurst und einen Fingerhut voll Sulze und warf dabei einen beinahe neiderfüllten Blick auf den gehäufsten Teller ihrer überschlanken Tochter.

«Nicht nötig! Ich will keine Dauerwellen mehr, denn ich werde mir die Haare wachsen lassen», erklärte Annelies energisch.

«Was ist denn in dich gefahren, Annelies?! Meinst du wohl, ich wolle mich schämen mit dir? Ueberall werde ich gefragt, was dir fehle, da du so bleich und fadenscheinig dreinschaust. Dabei kommen wir von einer vierwöchigen Italienreise zurück!

Annelies wehrte hastig ab, dabei trafen ihre Augen diejenigen Papas, welche forschend an ihr hingen. Sie lächelte ihm zu. Fritz, der Hausbengel,

hatte unterdessen Zeit gefunden, sein Mostglas umzukippen.

«Das Annelieseli kann bleiben, wie es ist. Mir gefällt es so viel besser!»

«Erstens bist du nicht um deine Meinung gefragt worden, zweitens spricht man nicht mit vollem Munde. Schäme dich!»

Die mütterlichen Ermahnungen machten auf den Jüngling keinen Eindruck.

«Es ist aber wahr. Warum braucht sie auszusehen wie eine ausgedürzte Hexe, dass man von den Kameraden gehänselt wird!»

Fritz, geh hinaus!»

Fritz erhob sich erleichtert. Als ob er nicht sogar froh wäre, sich verzehnen zu dürfen!

«Und du, Wilhelm, sitzest da und sagst nichts! Die ganze Erziehung der Kinder wird nur mir überlassen! Unerhört, Welch eine Sprache sich der Bengel in letzter Zeit erlaubt!» Elena geriet in Schweiss und tupfte sich mit dem Mundtuch vorsichtig über das Gesicht.

Wilhelm Amberg war das Lachen längst vergangen, längst war er inne geworden, dass der Reichtum ihm das ersehnte Glück nicht gebracht hatte. In Gedanken an seine leichtsinnige, hübsche, geliebte Frau, die allzu grosse Freude an den schönen Kleidern, die er ihr nicht schenken konnte, empfand,

deren Wünsche nichts weniger als bescheiden waren, hatte er jenes Mal im Weltkriege das Vermögen seiner verwitweten Mutter, von dessen Zinsen sie sparsam leben konnte, zusammen mit seinem eigenen kleinen Ersparnissen in einen Stapel wunderschöner Tepiche gelegt, die ihm von einem in Not geratenen Kaufmann zu einem Schuhpreis angeboten worden waren. Die Schiebung war geglückt, er war bei diesem Geschäft zum begüterten Manne geworden. Doch das genügte der begehrlichen Frau nicht, immer weiter trieb sie ihn an, bis sie den ersehnten, grossen Reichtum ihr eigen nannte. Das Glück, die Gunst des Schicksals hatten auf seiner Seite gestanden.

Wie war es denn um dieses Glück bestellt? Hing ihm seine Frau treuer an, seit er ihr jeden kleinsten Wunsch erfüllen konnte? Im Gegenteil. Machtlos musste er zusehen, wie sie den glatten Weg einschlug, wie sie ihre Kinder mit sich zog auf der breiten Bahn eines Schlemmer- und Nichtstuerlebens, eines Lebens, das zum sittlichen und seelischen Verderben führen musste. Er hatte es aufgegeben, dagegen anzukämpfen, er konnte sie nicht beaufsichtigen, allzuoft weilte er fern, denn das grosse Geschäft verlangte seine ständige Anwesenheit. Aus einem Gefühl bitterer Ohnmacht heraus zog sie sich von seiner Familie zurück und wurde so immer einsamer.

Wilhelm Amberg atmete tief auf. Nein, es war ihm bestimmt nicht lächerig zumute...

Ein lauter Pfiff ertönte vom Garten her.

«Annelieseli, iss mal endlich fertig und komm heraus, du kannst mir zeigen, sonst muss ich nach jedem Schusse selbst an die Scheibe rennen!»

Annelies erhob sich, um dem brüderlichen Befehl Folge zu leisten.

«Du hast gehört, was ich dir beföhnen habe: du gehst morgen zum Coiffeur!» rief ihr Mama nach. Die Tochter antwortete zweideutig:

«Ich habe es gehört.» An der Terrassentüre kehrte sie sich nochmals um, während ein flüchtiges Rot in ihre Wangen schoss. «Wo ist eigentlich meine alte Puppe hingekommen? Weisst du, jene mit dem verbeulten Kopf?»

«Das sollte ich wissen! Frag' die Karoline. Was willst du mit diesem Scheusal?»

«Ich weiss, wo sie hingekommen ist, Annelieseli», tönte eine Lausbubenstimme von der sonnenüberfluteten Terrasse her. «Ich und mein Freund Werner haben im vorigen Sommer einmal Kremation gespielt damit. Sie hat höllisch gebrannt und gestunken. Die Asche haben wir in einer Maggibitsche unter dem Goldregenbaum eingegraben.

Morgen- dämmerung im Berner Rosengarten

Die Nacht ist zu End'. Und der Sonne Schein
Durchflutet schon losend der Rosen Hain,
Sieh', wie es glänzet und flimmert und klingt
Und die Natur ihr Erwachen besingt!

Die Dämmerung weicht. Kein Mensch weit und breit!
Und Stunden noch herrscht hier nur Einsamkeit,
Als wär' der Hain um Jahrzehnte zurück,
Da hier die Trauer geherrscht statt des Glüd'.

Hör', wie es rauscht und wie raunet der Wind!
Oder ob's die Seelen Verstorbenen sind,
Die einst hier geruhet, vor langer Zeit,
Als der Hain noch gedienet der Ewigkeit?

Noch liegen die Schatten, geheimnisvoll,
In lauschigen Ecken. Die Nebel wie toll.
Sie formen Gebilde, geheimstergleich:
Vorboten des nahenden Winters Reich.

Sieh', wie es glichert und hör' wie es klingt,
Welch mystischer Ton jetzt den Hain durchdringt!
Hörst Du es plätschern? Hörst das Geflüster?
Am Teich? Oder wo? Ob dort wo es düster?

Zerrissen die Nebel! Der Sonne Kraft
Durchstözt das Geäst. Und was zauberhaft
Dem goldenen Schein des Lichtes erliegt.
Wehmut entschwindet. Das Leben, es liegt!

ben. Ich bin der Herr Pfarrer gewesen, und Werner hat heulen müssen. — Aber nun komm endlich!

Eifrig entnahm Fritz einem Geräteschuppen sein Flobergewehr sowie ein Schädelchen Patronen und hängte dann eine neue Scheibe an der Mauer des Waschhauses auf.

«Also hast du verstanden: wenn ich einen Zehner schiesse, musst du mit der Kelle in der Mitte kreisen. Ist es aber ein Nuller, so winkst du ab.»

«Etwas anderes kommt wohl nicht in Frage?» spottete die Schwester.

«Dumm! Das andere musst du eben zeigen und es mir rufen. Dafür bist du ja da. Streich mit einem Bleistift die Löcher, die ich schon geschossen habe, an, sonst zeigst du mir immer wieder dieselben. Nun aber: weg mit dir! Du darfst erst kommen, wenn ich geschossen habe und dir pfeife.»

Fritz ging mit gewichtigen Schritten zu seinem Schießstand, einem genialen Aufbau aus einer Gartenleiter, einem dreibeinigen Stuhl und einer rostigen Stechgabel — eine eigene Erfindung, auf die er stolz war. Dort kniete er auf einer alten, ausgedienten Türvorlage nieder, legte sein Gewehr zwischen die Zinken der Stechgabel, kniff das linke Auge zünftig zu, zog den linken Mundwinkel in die Höhe, und nun konnte es losgehen.

Annelies konnte hintereinander ein paar Zehner zeigen, und der Junge wurde fast närrisch vor Freude.

«Ich sage dir, wenn ich dieses Jahr nicht eine zünftige Gabe vom Knaben-schiessen heimbringe...»

«Dann nimmst du dir das Leben!»

«Dummes Zeug! — Weisst du, ich möchte eine Taschenlaterne mit drei Batterien und einem Scheinwerfer.»

«Meinst du denn, es liege für dich eine solche bereit auf dem Gabentisch?»

«So? warum nicht? Letztes Jahr hat es auch eine dabeigehabt.»

«Und wenn schon! Dann schnappt sie dir ein anderer vor der Nase weg. Ich will dir eine kaufen, wenn ich das nächste Mal nach Zürich fahre.»

«Das ist nicht dasselbe!! Ich will sie doch herausschießen! Aber so was versteht ihr Weiber natürlich nie.»

«Die Art der Erwerbung ist nicht dieselbe, aber die Taschenlampe ge-wiss. Und auf diese kommt es doch an, nicht?»

Fritz murkte etwas, das Annelies an der Mauer vorn nicht verstand. Quälte den guten Jungen nun der Gedanke, dass ihm ein anderer bei der Laterne zuvorkommen könnte? Er schoss nur noch Dreier und Zweier.

«Du zeigst nicht mehr recht, Annelies! Das vorhin ist bestimmt ein Sechser gewesen. Geh hin und schau nochmals nach!»

(Fortsetzung folgt)

Wer nicht frieren will...

der zieh' dem Wald entgegen!



Oben: Ein kritischer Blick mustert das Gefährt einer mit einem vollbeladenen Wägelchen heimkehrenden Holzsammlerin. Sie hat doch nicht etwa meinen aufgeschichteten Haufen verladen. Rechts: Der Aetti und die Mutter haben es sich nicht nehmen lassen am sonnigen Herbstnachmittag selber in den Wald hinauszuziehen, um ein Füderlein zu sammeln

Der Winter steht vor der Tür. Millionen von Menschen sehen ihm mit Angst und Bangen entgegen. Der Friede hat der Menschheit noch nicht die Ruhe und Ordnung, noch nicht die Befreiung von der Angst gebracht. Wohin wir blicken — nichts als Chaos, Wirrnis und bittere Not.

Gewiss, auch wir sind noch meilenweit von normalen Zuständen entfernt. Doch hat bei uns jeder Bürger wenigstens die Gewissheit, ein



Oben: Viele Ster dürres Holz liegen in unseren Wäldern, die darauf warten, von fleissigen Händen eingesammelt zu werden, um in den Haushaltungen im Winter die Kohlen zu ersetzen. Links: Keines zu klein, Helfer zu sein. Jedes Aestchen, das hier gesammelt wird, erzeugt im Winter Wärme in der Stube. Tannzapfen und kleine Holzstücklein werden in einen Sack eingesammelt, um sie nicht auf der Heimfahrt zu verlieren

Dach über seinem Hause zu besitzen, das ihn vor der Unbill der Witte-terung schützt. Eines der Hauptprobleme, denen wir uns gegenüber gestellt sehen, ist die Beschaffung von Heizmaterial für den Winter. Kohlen sind noch ungenügend eingetroffen, aber es bleibt uns noch unser Holz. Gewiss, auch mit ihm muss sparsam umgegangen werden, sollen uns später aus der übermässigen Beanspruchung unserer Wälder keine schweren wirtschaftlichen Störungen erwachsen.

Von verschiedenster Seite ist darauf hingewiesen worden, dass unsere Wälder über eine Million Kubikmeter Kleinholz, Sammelholz enthalten, das, wenn nicht eingebracht und verwertet werde, einfach verfaule. Einige Industriewerke haben bereits Sammelaktionen grossen Stils organisiert und sich so für einige Monate mit Heizmaterial eindecken können. Gaswerke sind diesem Beispiel gefolgt. Und wie macht es der «kleine Mann»? Nun, wer an einem schönen Herbstnachmittag in die Wälder hinaus wandert, sieht, dass unsere Bevölkerung nicht müssig bleibt und versucht, sich selber mit Holz einzudecken.